

Der Berner Architekt Frank Geiser, präsentiert in einer makellosen Monografie

Es ist immer wieder ein Genuss, ein Buch in Händen zu halten, das mit aller nötigen Sorgfalt gestaltet und hergestellt wurde. Um ein solches Werk handelt es sich bei der im Verlag Park Books erschienenen Monografie über den Berner Architekten Frank Geiser. Für den Einband wurde ein edler grauer Leinenüberzug gewählt. Das recht dicke Papier für den Inhalt wurde zusätzlich lackiert, was einen sanften seidigen Glanz ergibt. Der Architektur von Geiser entsprechend entschieden sich die Herausgeber für die Univers, die wunderbar zeitlose Schrift von Adrian Frutiger aus dem Jahre 1957. Und es sind schnörkellose Schwarz-Weiss-Aufnahmen, die das beeindruckende Gesamtwerk von Geiser dokumentieren. Nur auf einer einzigen Seite ist eine zusätzliche Farbe aufgetragen worden. Der Präsentation von insgesamt 20 Hauptwerken zwischen 1955 und 2015 ist eine frühe Lithografie vorangestellt, die lediglich zwei Zeichen auf rotem Grund zeigt — ein Hinweis dafür, dass das Bemühen für grösstmögliche formale Reduktion bei Geiser von Anbeginn vorhanden war.

Es wird schon beim ersten Durchblättern klar, welche Hauptquelle für die Architektur von Geiser genannt werden muss; es ist das Nachkriegsschaffen von Mies van der Rohe mit seiner kristallinen Sprache, seiner Liebe zum Detail und seiner modularen Komposition. Geiser setzte als Rastereinheit das Quadrat und ordnete diesem nicht nur den Grundriss, sondern auch die Fassadengestaltung unter. Wo er ohne Sachzwänge agieren durfte, setzte er als Hauptwerkstoffe Beton, Stahl und Glas ein. Der Autor Konrad Tobler stimmt mit dem Verdikt im «Architekturlexikon der Schweiz» überein, wonach Geiser der Solothurner Gruppe nahestand, obwohl er ihr nie angehörte. Aus meiner Sicht ist es vor allem die Arbeitsweise von Fritz Haller, die mit derjenigen von Geiser verglichen werden kann. Wie Haller verstand Geiser ein Gebäude als komplexe Maschine, für deren Funktionieren alle Elemente perfektioniert und aufeinander abgestimmt werden müssen. Als in den 1970er Jahren, bedingt durch die Ölkrise, Gebäude energieeffizienter konstruiert werden mussten, stellte sich Geiser dieser Herausforderung, ohne seine modulare Architektur in Frage zu stellen. Und wie Haller stiess er damit auf Widerstand, weil man gerade die Glas-Stahl-Verkleidungen als Ausdruck eines verantwortungslosen Umganges mit Energie brandmarkte. Geiser konnte aber mit seinen Spätwerken zeigen, dass solche Fassaden durchaus ideale Möglichkeiten zur Energieoptimierung boten. Sein 2007 vollendetes Wohn- und Bürohaus in Köniz etwa erhielt ein Minergie-Zertifikat, was man angesichts der gläsernen Haut, welche die drei auf einem Betonsockel ruhenden Geschosse umspannt, beileibe nicht erwarten würde. In dieser Beziehung ist eine Verwandtschaft mit den englischen Ingenieurarchitekten wie Foster, Rogers oder Grimshaw zu erkennen.

Erstaunlich ist bei dieser, sagen wir technoid anmutenden Architektur, dass die Natur im Schaffen von Geiser eine grosse Rolle spielt. Fast in jedem der kurzen und präzisen Kommentare zu den 20 ausgewählten Bauten ist von Bäumen die Rede, die den Aussenraum prägen sollen. Sie spielen als Einzelbäume die Rolle von Brennpunkten oder bieten Sichtschutz oder legen, in Reihen gesetzt, Achsen, welche den Solitär oder den Baucluster mit der Umgebung vernetzen.

Konrad Tobler traf sich häufig mit Geiser, und daraus entwickelte sich dieses Buch, «das als kritische (Selbst-)Reflexion des Architekten im Dialog mit dem Autor als Teil des Werkes betrachtet werden darf», so Tobler im Nachwort. Das Biografische beschränkt sich auf den Werdegang, insbesondere auf die Nennung von Personen im Umfeld von Geiser, die ihn beeinflussten und motivierten, einen künstlerischen Beruf ins Auge zu fassen. Dazu gehören seine Eltern, die der Bauhausbewegung nahestanden, wie auch zwei Onkel, von denen der eine, Charles Geiser, zeitweise bei Le Corbusier tätig war, während der andere, Bernhard Geiser, zum international anerkannten Experten des grafischen Werkes von Picasso arrivierte. Schon in jungen Jahren wurde dem angehenden Architekten der Weg zu Kunstschaffenden geebnet. Die Einbeziehung künstlerischer Interventionen in seine Artefakte war für ihn kein Muss, sondern ein Bedürfnis. Es seien hier die vier, 1984 ausgeführten Anamorphosen von Markus Raetz im Hauptgebäude des ehemaligen staatlichen Seminars Hofwil in Münchenbuchsee erwähnt.

Wichtige Impulse erhielt Geiser bei seinem Studium an der Hochschule für Gestaltung in Ulm, die von Otl Aicher gegründet wurde und die Bauhausidee nach dem Krieg wieder aufleben lassen wollte. Eine weitere Station in seiner Ausbildung war das Institut für Städtebau und Landesplanung in Aachen, was ihn veranlasste, eigene Projekte in seiner Heimat auszuarbeiten. Die wichtigsten, etwa ein Überbauungsplan aus dem Jahre 1957 für Neu-Schliern in Köniz, bilden den ersten Teil der Werkchau. Es folgen die Kapitel mit den Einzelbauten, mit den Um- und Erweiterungsbauten, schliesslich mit den Grossbauten ab 1990. Obwohl die Herausgeber — auch diesbezüglich in Anlehnung an die Prinzipien der architektonischen Sprache — äusserst sparsam in der Auswahl der Pläne und der Aufnahmen waren, erhält man bei jeder Arbeit einen umfassenden Ein- und Überblick. Dabei stösst man

auf beeindruckende Artefakte, die einer breiteren Öffentlichkeit bislang wenig vertraut waren. Ich denke da an das Landhaus in Zuzwil ((1967/68) und an den Kubus in einem Weiler bei Niederbottigen (1989/95), die als interessante Paraphrasen des Farnworth House von van der Rohe zu werten sind. Elegant und ein Grosstadtflair ausströmend erhebt sich das zwölfgeschossige Stahl-Glas-Hochhaus (1969/72) an der Schwarztorstrasse in Bern. Es ist meines Wissens eines der seltenen Anwendung der von van der Rohe beispielsweise am berühmten Seagram Building in New York erprobten Ästhetik in der Schweiz. Dass die modulare Architektur sich harmonisch mit historischer Bausubstanz verzahnen kann, bewies Geiser mit dem Umbau des kantonalen Verwaltungsgebäudes an der Speicherstrasse (1984/86) in Bern. Ein auskragender Stahl-Glasriegel schafft zusätzlichen Raum und verbindet fünf Einheiten zu einem Ganzen. Überraschend auch der aussen angebrachte Lift am Historischen Museum Bern (1989/91). Der Aufzug wird eben nicht kaschiert, sondern als das präsentiert, was er im Grunde ist, als eine Maschine, um Personen und Waren vertikal zu transportieren. Das urbanistisch komplexeste Projekt ist sicher die Erweiterung der Gewerblich-industriellen Berufsschule in Bern sein (1996/99). Die zahlreiche Bauakte mussten nicht nur auf den in der schweizerischen Architekturgeschichte wichtigen Urbau von Hans Brechbühler aus den 1930er Jahren reagieren, sondern sich auch in eine sensible Zone über der Aare und mit Blick auf die Altstadt einfügen. Seiner Sprache treu bleibend übernahm Geiser die Hofrandbebauung und verband die neuen Trakte mit den «Altbauten» mittels einer schwebenden Fussgängerbrücke, in die Max Neuhaus eine komplexe Klanginstallation integrierte.

Im Buch sucht man vergeblich nach einer Porträtaufnahme von Geiser, und dies ist gewiss so gewollt. Der Architekt lässt sein Gesamtwerk sprechen, ohne sich selber in den Vordergrund zu drängen.

Konrad Tobler, Frank Geiser. Architekt. Hauptwerke 1955-2015, 208 S., Parks Books Zürich 2016, ISBN 978-3-906027-91-3, 69 CHF.

Fabrizio Brentini